

Triumph des Herzens

JESUS LEBT!

PDF - Familie Mariens

23.Jg. (II) 2015

Nr. 129

*Bitte wir Maria, die stille Zeugin
des Todes und der Auferstehung Jesu,
dass sie uns in die österliche
Freude hineinführe.“*

Papst Franziskus, Ostern 2014

Wir können unmöglich schweigen

Das Ostergeheimnis von Passion, Tod und Auferstehung Jesu, das wir in jedem Hl. Messopfer feiern, ist der Kern unseres Glaubens. Einige Zeugen, die in ihrem Leben erfahren haben: „Jesus lebt, ich bin Ihm begegnet“, möchten wir Euch, liebe Leser, in dieser Ausgabe vorstellen.

*I*st der Augenblick an sich schon von erschütternder Dramatik, wenn ein Ungläubiger Christus, seinen lebendigen Herrn und Erlöser, findet, so gilt dies in besonderer Weise für einen Juden, dessen Volk seit Jahrtausenden immer noch den verheißenen Messias erwartet. Nicht allen ist bekannt, dass eben diesem Volk „unserer älteren Brüder im Glauben“ der frühere Erzbischof von Paris, Jean-Marie Kardinal Lustiger (1926-2007), angehörte. Mit zehn Jahren las Aaron, so hieß der Sohn jüdischer Einwanderer aus Polen, während seiner Schulzeit in Paris heimlich die Bibel, die er im Bücherschrank seiner Eltern gefunden hatte. „*Ich hatte das Gefühl, darin zu entdecken, was ich bereits wusste ... Von diesem Augenblick an hatte sich das Neue Testament tief in mein jüdisches Bewusstsein eingepägt.*“ Kurz vor Ausbruch des Welt-

krieges, als die Gefahr für die Juden in Paris zu groß wurde, fand Aaron Zuflucht bei einer katholischen Frau in Orléans. Ganz von sich aus begann der Zwölfjährige, Mitschüler und Zimmerwirtin über das Christentum auszufragen; Letztere bat er sogar um ein Neues Testament und machte sich daran, das Matthäusevangelium abzuschreiben. Rückblickend bezeugte der Kardinal: „*Allmählich wurde mir durch Kultur und Alltagsleben das Wesen des Christentums innerlich immer vertrauter.*“

Wenige Wochen, bevor Frankreich von den Deutschen besetzt wurde, besuchte der 14-Jährige am Gründonnerstag 1940 die Hl.-Kreuz-Kathedrale von Orléans und hatte dort ein ganz entscheidendes Erlebnis: „*Ich ging bis zum südlichen Querschiff, wo mir eine streng geordnete Fülle von Blumen und Lichtern entgegen-*

leuchtete. Ergriffen von diesemAnblick, hielt ich einige Augenblicke lang inne. Ich wusste weder, warum ich hier war, noch was in mir vorging. Ich kannte nicht die Bedeutung dessen, was ich sah. Ich wusste nicht, welches Fest man feierte und was die Menschen in dieser Stille taten. Ich ging nach Hause in mein Zimmer und erzählte niemandem etwas davon. Am nächsten Tag ging ich wieder zur Kathedrale. Ich wollte diesen Ort noch einmal sehen. Die Kirche war leer, leer auch im geistigen Sinne. Und ich ließ diese Leere auf mich wirken: Ich wusste nicht, dass Karfreitag war, und dachte in diesem Moment nur: ‚Ich will getauft werden!‘ ... Etwas, das ich schon seit Jahren undeutlich in mir trug und von dem ich niemandem etwas gesagt hatte, nahm plötzlich Gestalt an ... Mit einem Mal wurde mir klar, dass Jesus der Messias ist, der Christus, der Gesalbte Gottes.“

Aaron hatte die Freude, nun vom Bischof von Orléans persönlich im Glauben unterrichtet zu werden. Dann aber kam der Tag, da er, der einzige Sohn, den Eltern seinen Entschluss, sich taufen zu lassen, mitteilte: *„Ich hatte keineswegs das Gefühl, meine jüdischen Wurzeln zu verraten ... Doch war es für sie völlig unverständlich und unerträglich, das Schlimmste, was ihnen passieren konnte, der Weltuntergang! Und ich spürte sehr deutlich, was für ein unerhörtes Leid ich ihnen zufügte.“* Die Eltern legten dem 14-Jährigen nahe, er möge doch den eigenen Glauben vertiefen. *„Wir hatten eine Unterredung mit einem berühmten jüdischen Gelehrten, die zwei Stunden dauerte. Ich ‚bewies‘ ihm, dass Jesus der Messias ist. Als wir gingen, sagte er zu meinen Eltern: ‚Sie können nichts ändern, lassen Sie ihn.‘“* In einer Zeit, da viele Juden sich nur zum Schutz vor den Nazis taufen ließen, willigten sie schließlich ein. So nahm Aaron bei seiner Taufe am 25. August 1940 den Namen Jean-Marie an, behielt aber seinen jüdischen Namen, den Namen des Hohenpriesters Aaron, auf den er als Nachkomme aus dem priesterlichen Stamm

der Leviten immer stolz war. Tatsächlich spürte er bereits in dieser Zeit den Ruf Gottes zum Priestertum. Nachdem Jean-Marie Krieg und Judenverfolgung nahezu unbehelligt überstanden hatte, trat der 20-Jährige 1946 in Paris ins Priesterseminar ein. Intellektuell außerordentlich begabt, hatte er immer wieder mit Glaubenszweifeln zu kämpfen. Konnte er Christus als seinen Messias uneingeschränkt annehmen? Die erste Reise ins Heilige Land im Sommer 1951 brachte dem kaum 25-jährigen Seminaristen das entscheidende Licht:

In der düsteren Grabeskirche von Jerusalem betrat Jean-Marie die kleine Kapelle des Heiligen Grabes. *„Es war sehr heiß. Ich berührte plötzlich die Marmorplatte des Grabes ... Ich tastete sie ab und legte dann mein Gesicht auf den kühlen Stein. In diesem Moment durchfuhr es mich: ‚So wahr dieser Stein hier liegt, so wahr du ihn berührst und so wahr er deinen Händen und deinem Gesicht Widerstand bietet und sich deinen Sinnen als wirklich aufdrängt, so wahr musst du dich entscheiden, ob du dem auferstandenen Christus, Gott, dem Erlöser, und dem Anruf Gottes an Sein Volk zum Heil der Welt mit ganzem Herzen anhängen willst oder nicht.‘ Und das Licht, das mir in diesem Augenblick geschenkt wurde, das innere Erleben, lässt sich nur so umschreiben: Worauf es allein ankommt, ist meine persönliche Beziehung zu Dem, den ich als Gott anerkenne, der mich geschaffen, angerufen, erlöst, geliebt und durch dieses Geschenk dazu befähigt hat, Zeugnis abzulegen über Seine Gnade, die mir widerfahren ist.“*

Am Karsamstag 1954 zum Priester geweiht, wurde Jean-Marie Lustiger während seiner Jahre als Studentenseelsorger und Pfarrer und vor allem ab 1979 als Bischof seiner zweiten Heimatstadt Orléans und als Erzbischof von Paris zum unerschrockenen und für manche zum unbequem kraftvollen Zeugen und Kämpfer für den katholischen Glauben.

Jonas, ein Großneffe Jean-Marie Lustigers, brachte bei der Begräbnisfeier am 10. August 2007 nach dem Willen des Verstorbenen Erde aus Israel und schüttete sie in ein Tongefäß, das auf dem Sarg stand. Arno Lustiger, der Cousin des Kardinals, betete auf Aramäisch das „Kaddisch“, das jüdische Totengebet.

ICH BIN ALS JUDE GEBOREN.
ICH ERHIELT DEN NAMEN MEINES GROSSVATERS VÄTERLICHERSEITS, AARON.
CHRIST GEWORDEN DURCH DEN GLAUBEN UND DIE TAUFE,
BIN ICH DOCH JUDE GEBLIEBEN, WIE ES AUCH DIE APOSTEL GEBLIEBEN SIND.
ICH HABE ALS HEILIGE PATRONE DEN HOHENPRIESTER AARON,
DEN HEILIGEN APOSTEL JOHANNES
UND DIE GNADENVOLLE HEILIGE MARIA.

IHR, DIE IHR HIER VORBEIGEHT, BETET FÜR MICH!

† AARON JEAN-MARIE LUSTIGER, ERZBISCHOF VON PARIS

Worte zum Gedenken an den 139. Erzbischof von Paris, Jean-Marie Kardinal Lustiger, auf einer Säule seiner Kathedrale Notre-Dame

„Viva Cristo Rey!“

„Es lebe Christus, der König!“ Mit diesem Siegesruf vor ihrem Martertod bezeugten über 160 Priester und 180 katholische Aktivisten während der blutigen Kirchenverfolgung in Mexiko in den Zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts ihre unverbrüchlich tiefe Liebe zu Jesus, die niemand und nichts ihnen nehmen konnte, auch nicht furchtbare Folterungen. Für sie alle war wie für den hl. Paulus „Christus das Leben und Sterben Gewinn“ geworden.

*U*nter die heiligen mexikanischen Märtyrer reiht sich auch der junge Jesuit Michael Pro (1891-1927) ein, der in gefährvoller Zeit mit Humor und Schalk die Freude des Auferstandenen zu seinem geknechteten Volk trug. Papst Johannes Paul II. sagte 1988 bei der Seligsprechung über ihn:

„Weder die Leiden seiner schweren Krankheiten noch sein aufreibender priesterlicher Dienst ... konnte die Freude zum Erlöschen bringen, die aus ihm strahlte

und sich mitteilte. Sie kam aus seiner Liebe zu Christus.“

Die glückliche Kindheit des Michael Pro war vom frohen Glauben seiner gut katholischen, wohlhabenden Großfamilie geprägt. Dennoch hätte niemand gedacht, dass aus dem allzeit zu Späßen und Streichen aufgelegten Jungen, der fröhlich selbstverfasste Verse auf der Mandoline zum Besten gab, einmal ein Ordenspriester werden könnte. Als jedoch im Jahr 1910 zwei seiner Schwestern ins Kloster gingen, reifte auch

im 19-jährigen Michael vor dem Allerheiligsten der Entschluss, bei den Jesuiten einzutreten. Weil aber die Verfolgung durch die freimaurerischen Machthaber immer unerbittlicher wurde, musste der 23-jährige Frater Pro 1914 fluchtartig das Kloster und die mexikanische Heimat verlassen, um im Exil, im sicheren Europa, zu studieren. Elf Jahre später empfing P. Michael Pro die Priesterweihe in Belgien. Ehe der 35-jährige schwer magenranke Neupriester im Juni 1926 die Schiffsreise in seine Heimat antrat, schrieb er glücklich an einen Mitbruder: „*Die allerseligste Jungfrau hat mir in Lourdes Mut und Kraft gegeben.*“

Beides brauchte Michael Pro für die knapp 17 Monate seines unermüdlichen priesterlichen Wirkens, das er, immer geplagt von heftigen Magen- und Zahnschmerzen, sofort nach seiner Ankunft in Mexiko-Stadt unerkannt aufnahm. Damals traten gerade die berüchtigten Gesetze von Präsident Plutarco Elías Calles (1877-1945) in Kraft, eines fanatischen Kirchenhassers, der seine Vorgänger noch an Grausamkeit übertraf. Die katholischen Schulen wurden geschlossen, der Religionsunterricht verboten, die Orden aufgelöst. Bischöfe, Priester und Ordensleute durften die Hl. Messe nicht mehr öffentlich feiern, keine Seelsorge betreiben, keine religiöse Kleidung tragen und keine karitative Tätigkeit ausüben.

Als Millionen Katholiken passiven Widerstand leisteten, klagte Calles die Priester der Volksaufhetzung an. Eine blutige Christenverfolgung begann. „*Gebe Gott, dass ich unter den Ersten bin*“, schrieb P. Pro. Schon lange stand er auf der schwarzen Liste der Polizei. Den Oberen schrieb er: „*Man fürchtet um mein Leben! Aber was ist denn mein Leben? Heißt es nicht, sein Leben zu retten, indem man es hingibt für seine Brüder? ... Dabei spüre ich eine starke Kraft, die mich vorantreibt.*“ Beim Hl. Messopfer erfuhr er am wirksamsten und schnellsten die stärkende Nähe Jesu.

Ob auf einem Fahrrad oder unter der Plane eines Lastwagens, ob zu Fuß mit seinem treuen

Polizeihund als Tarnung unterwegs, elegant im Straßenanzug oder in Mechanikerkluft, lachend stellte der bespitzelte und verfolgte Seelsorger P. Pro fest: „*Mein Aussehen ist ganz und gar nicht priesterlich! Aber es öffnet mir viele Türen. Bei Tag und Nacht finde ich den Weg überallhin, um Gläubigen im Untergrund die Sakramente zu spenden.*“ Immer war er darauf gefasst, erwischt und verhaftet zu werden. Bei Familie Pro, seinem Vater und den Geschwistern, mit denen Michael lebte, war es sogar Brauch geworden, beim Verlassen des Hauses, anstatt „Auf Wiedersehen“ zu sagen, einen Reueakt zu erwecken. Über ein spezielles Treffen kurz vor seiner Verhaftung schrieb P. Pro: „*Alle Familienmitglieder nahmen voneinander Abschied bis zum Wiedersehen drüben ‚im Tal Josaphat‘. Tränen sind ... dabei nicht geflossen - im Gegenteil! Wir haben gelacht, so recht von Herzen gelacht! Wahrhaftig, es ist ja kein Verlust, sondern ein Gewinn, um einer so großen Sache willen durch des Himmels Tor ins ewige Vaterland einmarschieren zu dürfen.*“

Ein missglücktes Attentat auf General Alvaro Obregón am 13. November 1927 lieferte den falschen Vorwand, alle drei Brüder Pro - Michael, Humberto und Roberto - in der Nacht vom 17. auf den 18. November als „Mitwisser und Anstifter“ anzuklagen und zu verhaften.

Sofort, noch während der Verhaftung, bat Humberto seinen Priesterbruder: „*Ich will beichten!*“ - „*Niemals!*“, schrie ein Polizist. „*Ich werde trotzdem seine Beichte hören!*“, erwiderte P. Pro fest und gab Humberto die Absolution. Dann sagte er: „*Kinder, nun haben sie uns. Wir drei wollen unser Leben für den Frieden Mexikos opfern. Möge Gott unser Opfer annehmen.*“ Die Hinrichtung wurde ohne offizielles Verhör, ohne Verfahren und ohne es den Verurteilten mitzuteilen von Präsident Calles auf den 23. November 1927 festgelegt. In der letzten Nacht holten sich die Pro-Brüder in ihrer Bangigkeit neue Kraft aus

dem Gebet. Am Morgen wandte sich Michael gefasst an seine Brüder: *„Mir scheint, heute ist unser letzter Tag. Aber uns ist ja Sterben Gewinn! Wir wollen mit heiterem Auge vor unseren Heiland treten!“*

Draußen warteten bereits das Erschießungskommando sowie Diplomaten, ranghohe Offiziere und die internationale Presse, die Calles alle zu diesem „Sieg über Religion und Pfaffen“ eingeladen hatte. P. Michael Pro wurde in den „Hof des Todes“ geführt. Nach seinem letzten Wunsch gefragt, bat er: *„Ich möchte beten.“* Kniend vertiefte sich Michael Pro etwa zwei Minuten still ins Gebet, sein Lebensopfer erneuernd; war er ja von jeher überzeugt gewesen: *„Es muss Priesterblut fließen, wenn das Vaterland befreit werden soll.“* Dann küsste er ruhig sein Kreuz, erhob sich, wies die dargebotene Augenbinde zurück und sagte deutlich, die Arme in Kreuzform ausbreitend: *„Gott erbarme sich euer! Gott segne euch!“* Dann etwas lauter: *„Herr, Du weißt, dass ich unschuldig bin. Aus ganzem Herzen verzeihe ich meinen Feinden!“* Beim Ruf *„Viva Cristo Rey!“*, *„Es lebe Christus, der König!“* brach der 36-jährige Jesuit unter der Gewehrsalve tödlich getroffen zusammen. Ein Soldat gab ihm den Gnadenschuss in die Schläfe. Es folgte die Erschießung Humbertos. Nur Roberto, der Jüngste, überlebte dank der eben eingetroffenen Intervention des argentinischen Botschafters.

Wenig später ertönten vor dem Polizeipräsidium laute Rufe: *„Hoch die Märtyrer! Es lebe Christus, der König! Es lebe der Papst! Es lebe die Kirche!“* Zu Tausenden strömte das Volk herbei, um den Blutzeugen die letzte Ehre zu erweisen. Als der betagte Vater Pro an den Särgen seiner ermordeten Söhne betete, küsste er ehrfürchtig die Stirn seines Priestersohnes, tupfte das Blut von dessen Schläfenwunde und tröstete dann seine weinende Tochter: *„Kind, sei ruhig! Hier gibt es nichts zu weinen. Die beiden waren Apostel und Männer ohne Makel. Sie haben jetzt ihren ewigen Lohn.“* Welch ein Auferstehungsglaube!

*D*ieselbe Auferstehungsfreude erfasste tags darauf die ganze Hauptstadt, selbst Soldaten und Polizisten, als man die Gebrüder Pro in einem wahren Triumphzug zu Grabe trug. Unter einem bunten Blumenregen wurden die beiden Säрге von 500 Autos acht Kilometer weit zum Friedhof begleitet unter nicht enden wollenden Rufen: *„Es lebe Christus, der König, und die heiligen Blutzeugen! Es lebe der Papst! Es leben unsere Bischöfe und Priester!“* So etwas hatte es noch nie gegeben! Auf dem Friedhof wandte sich Vater Pro mit leuchtenden Augen an die unüberschaubare Volksmenge: *„Lasst uns den Vater preisen, denn Er ist gut!“*, ermutigte er alle und stimmte dann tapfer das *„Großer Gott, wir loben Dich“* an.

Quelle: Lothar Groppe SJ, P. Michael Pro SJ,
FMG e. V., München 1988

Die Cristeros

Es ist für uns Außenstehende oft unbegreiflich und ergreifend zugleich, wenn wir sehen, welch große Kraft der Auferstandene Seinen Märtyrern doch verleiht. „Meine Gnade genügt dir!“ Aus dieser Gnadenkraft lebten auch die „Cristeros“ in Mexiko im Augenblick ihres Blutzugnisses für Christus.

Bei den mexikanischen Katholiken aller Altersklassen und Schichten wuchs der Widerstand, als 1926 das Verbot jeglicher Gottesdienste bevorstand. Während sich die einen durch gewaltlose Aktionen gegen das antiklerikale Regime zur Wehr setzten, griffen andere, ihrem Gewissen folgend und als Ausdruck ihrer Treue zu Christus und Seiner Kirche, zu den Waffen. So kam es drei Jahre lang zum Aufstand von 50 000 sogenannten „Cristeros“, die es in dieser ausweglosen Situation als Notwehr ansahen, für die Verteidigung und Wiedererlangung der religiösen Freiheit auch zu kämpfen. Beide Seiten erachteten es als Auszeichnung, ihre Standhaftigkeit im Glauben an Jesus mit dem Leben zu bezahlen, und beide Seiten können Heilige aufweisen.

Im Jubeljahr 2000 wurde unter anderen Mateo Correa (1866-1927) von Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen. Als junger Priester hatte er Michael Pro die Hl. Erstkommunion gereicht und erlitt im selben Jahr wie dieser das Martyrium. Anfang 1927, geheim auf einem Versteck zu einer Sterbenden seiner Pfarrei Valparaíso unterwegs, wurde Pfarrer Correa von Soldaten gefasst. Als sie ihm die Hl. Kommunion entreißen wollten, rief er laut: *„Ihr könnt mich töten, aber das Hl. Sakrament bekommt ihr nicht in die Hände!“*, und schnell konsumierte er die Hl. Hostie. Unter Schlägen zerrte man den Gefangenen wütend vor Eulogio Ortiz, einen der führenden Generäle des Regimes. Er schleuderte dem Priester zwar die haltlose Anklage entgegen, zur Armee der Cristeros zu gehören, befahl ihm aber gleichzeitig, einer Reihe zum Tod

verurteilter Cristeros die Beichte abzunehmen. Kaum hatte Pfarrer Correa dem letzten Todeskandidaten Mut und Trost zugesprochen und ihm die Lossprechung erteilt, als General Ortiz ihn anherrschte: *„Und jetzt sagen Sie uns sofort, was diese alle gebeichtet haben!“* - *„Niemals!“*, erwiderte der Priester. *„Ich erschiesse Sie auf der Stelle“*, drohte Ortiz. Doch gefasst kam es zurück: *„Tun Sie es, ich werde schweigen.“* General Ortiz erschoss Pfarrer Mateo Correa höchstpersönlich, der wie Michael Pro mit dem österlichen Ruf auf den Lippen starb: *„Es lebe Christus, der König.“*

Auch Anacleto González Flores (1888-1927), ein 38-jähriger Anwalt und Familienvater, setzte sich als Jugendführer, Katechist und Journalist rastlos für die Glaubensverteidigung ein. In feurigen Reden ermutigte er die Katholiken, den Cristeros zu helfen: *„Unser Land ist ein Gefängnis für die katholische Kirche geworden. Verteidigen wir unsere spirituellen Werte, denn wir brauchen sie, um unser Heil zu erlangen!“* Am 1. April 1927, knapp vor Ostern, wurde der führende Kopf des Widerstandes verhaftet, der täglich die Hl. Kommunion empfangen hatte, um für den inneren und äußeren Glaubenskampf gestärkt zu sein. Weil Anacleto keine Namen und auch nicht das Versteck des Erzbischofs preisgab, folterte man ihn. Ein Gewehrkolben zertrümmerte ihm sogar das Schulterblatt. Als er weiterhin schwieg, befahl General Ferreira, ihn an den Daumen aufzuhängen und ihm die Fußsohlen aufzuschlitzen. Das Todesurteil stand von vornherein fest. Doch ehe Anacleto durch

einen Bajonettstich in die Lunge schwer verletzt und dann erschossen wurde, sagte er zum General: *„Ich verzeihe Ihnen von Herzen. Bald werde ich vor dem göttlichen Gericht stehen, und mein Richter wird einmal auch der Ihre sein.*

Dann aber werden Sie in mir einen Fürbitter bei Gott finden. Ihr werdet mich töten, aber die Sache Gottes ... stirbt nicht mit mir. Hört es ein zweites Mal: Ich sterbe, aber Gott stirbt nicht! Viva Cristo Rey!“

Maria Concepcion, die glaubensstarke Witwe des sel. Anacleto González Flores, sagte am Sarg ihres geliebten Mannes zum älteren ihrer beiden Kinder: „Schau, dein Vater. Er hat den Glauben bis zum Blutvergießen verteidigt. Versprich mir bei seinem Tod, dass du dasselbe tun wirst, wenn du älter bist, falls Gott es von dir verlangen sollte.“

Zwei Monate nach Pfarrer Correas Martyrium ereilte Padre Francisco Vera 1927 in Jalisco dasselbe Schicksal, wie weitere 4000 mexikanische Priester. Das „Verbrechen“ des Pfarrers bestand in der geheimen Feier der Hl. Messe. Wohl konnte seine „Herde“ fliehen, doch er selbst wurde auf der Stelle erschossen. Ein erschütterndes Foto kurz vor der Exekution entstand auf Befehl des Anführers des Erschießungskommandos. Er sandte es an Präsident Calles, um damit seinen Eifer bei der Verfolgung der Katholiken zu beweisen.

Der kleine José

*F*ür José Sánchez del Río (1913-1928) wurde Anacleto Flores zum geistlichen Vorbild, an dessen Grab der 13-jährige Junge um den Mut bat, Christus auch bis in den Tod treu bleiben zu können. Er fand Erhörung. 2005 wurden beide Märtyrer in Mexiko seliggesprochen.

José, Joselito genannt, ein guter Junge mit tiefer Liebe zur „Jungfrau von Guadalupe“, rang seiner Mutter schon mit 13 Jahren die Erlaubnis ab, sich den Cristeros anschließen zu dürfen. „Mama“, sagte er, *„nie war es so leicht wie jetzt, sich den Himmel zu verdienen!“*

So wurde er 1927 für die Cristeros zum Fahnen-träger, dessen Aufgabe es war, mit der Standarte immer neben dem General her zu reiten. Als das Pferd von General Morfin am 6. Februar 1928 in einem heftigen Gefecht erschossen wurde, überließ Joselito ihm das seine und rief: *„Retten Sie sich! Ihr Leben ist viel nützlicher als meines!“* Der Junge selbst fiel den Regierungstruppen in die Hände. Sie sperrten ihn in seiner Heimatstadt Sahuayo in der St.-Jakobus-Kirche ein, wo Joselito Taufe, Erstkommunion und Firmung empfangen hatte. Nun war die Kirche zum Gefängnis und Pferdestall entweiht, von wo

aus Joselito vier Tage vor seinem Tod schrieb: *„Mama, ich glaube, ich werde bald sterben. Gräme dich nicht deswegen. Ergib dich in den Willen Gottes, denn ich sterbe für Gott. Das macht mich glücklich.“* Weil man sich scheute, diesem „halben Kind“ einen Prozess zu machen, suchten die Soldaten den 14-Jährigen durch Angebote wie Freiheit, Geld, Militärkarriere oder Ausreise in die USA zum Glaubensabfall zu überreden. Joselito aber wies alles zurück und rief immer wieder: *„Es lebe Christus, der König! Es lebe die Jungfrau von Guadalupe!“* Darüber erzürnt, begannen die Soldaten, ihn wüst zu beschimpfen und furchtbar zu schlagen. Dennoch war sein Weiterbeten und Singen durch ein Gitterfenster zu hören. Am 10. Februar, nachdem Joselito heimlich durch seine Tante die Hl. Wegzehrung empfangen hatte, schlitzen ihm die grausamen Soldaten die Fußsohlen auf, ließen ihn durch Salz gehen und zwangen ihn alsdann unter Stößen und Fluchen barfuß auf den langen Weg zum Friedhof. Dabei fuhren sie den vor Schmerz Stöhnenden dauernd grob an: *„Rufe: ‚Tod Christus, dem König!‘, dann schenken wir dir das Leben! Sag es! Sag*

doch: „Tod Christus, dem König!““ Joselito aber rief jedes Mal, so laut er konnte: *„Es lebe Christus, der König! Es lebe die Jungfrau von Guadalupe!“* Selbst am Friedhof angesichts des frisch geschaukelten Grabes wiederholte er bis zuletzt so tapfer den Siegesruf, dass nach der Erschießung sogar die Mörder eingestehen mussten: *„Der Mut dieses Jungen war größer als der von uns allen zusammen.“*

*E*s ist gut möglich, dass der Same des Märtyrerblutes Joselitos gerade in den „Märtyrern der Gegenwart“ aufgeht, zu denen auch viele Kinder gehören, die sich heute genauso bewusst für Jesus hingeben wie der kleine Selige aus Mexiko damals. In einem TV-Interview im Dezember 2014 berichtete der 50-jährige anglikanische Pastor Andrew White, der seit 2005 die

St.-Georgs-Gemeinde in Bagdad leitete, von vier christlichen Kindern aus dem Irak, alle unter 15 Jahren. ISIS-Kämpfer befahlen ihnen: *„Ihr sagt jetzt die Worte, dass ihr Mohammed nachfolgen wollt!“* - *„Nein, wir lieben Jeschua!“* („Jesus“ auf Aramäisch), erwiderten sie. *„Wir haben Jeschua immer geliebt und sind Ihm immer gefolgt. Jeschua ist immer bei uns.“* Als sie sich nach diesem Glaubensbekenntnis im Angesicht des Todes weiterhin weigerten, das Konversionsgebet zum Islam zu sprechen, wurden alle vier Kinder enthauptet.

An dieser Stelle dürfen wir uns als Christen im Westen, in Europa, die berechtigte Frage stellen: Wie lange noch werden wir die Möglichkeit haben, im Frieden unseren katholischen Glauben zu leben? Und wie viel würde ich es mich kosten lassen zu bekennen: *„Jesus lebt!“*?

Der österliche Starez

Der russisch-orthodoxe Priester und Mönch Ioann Krestiankin, der 2006 mit 95 Jahren im Höhlenkloster Pskowo-Petschorskij an der Grenze zu Estland verstarb, war ein Starez, ein heiliger Mann Gottes, ein „Seraphim von Sarow unserer Zeit“. In den unterschiedlichsten Umständen seines reichen Lebens erfuhr er den Ostersieg der Liebe Christi und machte ihn für die Menschen durch seine prophetische Gabe und sein grundgütiges, heiteres Wesen greifbar.

1910, als das religiöse Leben unter dem russischen Zaren noch blühte, kam Iwan als achttes und jüngstes Kind der bescheidenen Eheleute Krestiankin in der zentralrussischen Stadt Orjol zur Welt. Nach dem frühen Tod des Vaters lebte die Familie bitter arm in einem winzigen Holzhäuschen, doch wurde die immer gastfreundliche Mutter dem kleinen Iwan zum Vorbild wahrer christlicher Opferliebe, so dass auch das kränkliche, sensible Kind künftig die größte Freude darin fand, anderen eine Freude zu machen. Mit sechs Jahren durfte er ministrieren

und begann in seiner Seele immer deutlicher den Ruf Gottes zum Priestertum zu vernehmen.

Nach der Oktoberrevolution 1917 regierte in Orjol mehr und mehr das Chaos. Kirchen und Klöster wurden geschlossen. Iwan aber wollte Mönch werden, und ehe der Bischof der Stadt verhaftet wurde, prophezeite er dem Zwölfjährigen, als er ihn segnete: *„Zuerst machst du die Schule fertig, dann wirst du arbeiten, dann zum Priester geweiht werden und dienen und zu gegebener Zeit ganz sicher Mönch werden.“* Und so kam

es: Der unerschrockene Glaube vieler Geistlicher und späterer Märtyrer und der erleuchtete Rat mancher Starzen wiesen dem Jungen den Weg zur Berufung. An sie alle erinnerte sich Iwan später nur mit großer Ehrfurcht und wiederholte gerne: *„Worte belehren, Vorbilder reißen mit!“* Vorerst machte der 19-Jährige eine Lehre, ging nach Moskau und fand mit 22 Jahren eine Anstellung als führender Buchhalter in einem kleinen Betrieb. Immer wieder sollte der innige Beter die Erfahrung der deutlichen Führung Gottes machen. Während des Zweiten

Weltkriegs, 1941, bewahrte ein Augenleiden Iwan vor der Einberufung an die Front. 1944 begann er in einer Moskauer Kirche mit solchem Eifer zu helfen, dass der dortige Pfarrer den mageren jungen Mann nach nur sechs Monaten zum Diakon weihen ließ. Das erste Evangelium, das Iwan als Diakon am Fest des hl. Seraphim von Sarow lesen durfte, mag als treffende Beschreibung seines weiteren Lebensweges gelten: *„Seht, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe.“* Ende 1945 empfing der 35-Jährige die Priesterweihe.

Als Schaf unter Wölfen

Nach dem Krieg erlebte Russland, nach Jahren schwerer Unterdrückung des Glaubens und materieller Not, ein kurzes Aufblühen des religiösen Lebens. An jedem Sonntag, vor allem der Osterzeit, spendete Vater Iwan bis zu 150 Taufen und verschenkte sich in unerschöpflicher Güte und Liebe an das geistig ausgehungerte Volk: in der Hl. Beichte, beim Predigen und in der Feier der Hl. Liturgie, die er so schön und festlich wie nur möglich zu gestalten bemüht war. Das wenige, das er hatte, gab er den Armen und lebte ständig am Rande des Hungers. So sehr zog der Kaplan die Menschen an, auch viele Jugendliche, dass er schon bald den Neid seines Pfarrers zu spüren bekam. Als er gefragt wurde, ob er nicht gekränkt sei, entgegnete er: *„Mir reicht die Zeit nicht aus zum Lieben, wie sollte ich sie dann mit Kränkungen verschwenden!“*

Ab 1947 nahm der stalinistische Kampf gegen die Kirche wieder an Heftigkeit zu, Taufen wurden verboten. Trotzdem beschloss Vater Iwan 1949, in der Osternacht während der üblichen Prozession um die Kirche den auferstandenen Christus mit farbigem Licht in den Nachthimmel zu projizieren. Das Lichtspiel gelang überaus eindrucksvoll, doch war dem Priester klar, dass ihn nun die kommunistischen Behörden im

Visier hatten. Tatsächlich wurde er eines Nachts Ende April 1950 wegen „antisowjetischer Propaganda“ verhaftet; sein eigener Pfarrer hatte ihn gemeinsam mit dem Chorleiter und dem Diakon angezeigt. Doch Iwan wusste: *„Je schneller wir das von Gott Gegebene mit dem Herzen annehmen, umso leichter werden wir Gottes süßes Joch und Seine leichte Last tragen. Schwer wird beides durch unseren inneren Widerstand.“*

Während der halbjährigen Untersuchungshaft in dunklen Isolationszellen des berüchtigten KGB-Gefängnisses Lubjanka musste der 40-jährige Vater Iwan endlose Verhöre und grausame Folter erdulden. Der leitende Untersuchungsbeamte, für den er täglich betete und von dem er später ohne jeden Groll sagte: *„Er hat mir alle meine Finger gebrochen“*, beschloss schließlich, den „politischen Häftling“ seinem Pfarrer gegenüberzustellen. Vater Iwan wusste natürlich, dass jener Mitverursacher all seiner Leiden war. Als der Pfarrer den Raum betrat, wurde Iwan jedoch von so aufrichtiger Freude erfüllt, seinen Priesterbruder wiederzusehen, mit dem zusammen er so oft die Hl. Liturgie gefeiert hatte, dass er ihm um den Hals fiel. Entsetzt über diese unerhörte Geste

vergebender und vergessender Liebe brach der Pfarrer in Iwans Armen bewusstlos zusammen. Später meinte Iwan schlicht: *„Der Herr hat uns geboten, unseren Nächsten zu lieben. Ob dieser uns liebt oder nicht, darum dürfen wir uns nicht kümmern. Unsere einzige Sorge muss sein, dass wir ihn lieben.“*

Von den sieben Jahren Straflager, zu denen Vater Iwan verurteilt wurde, verbüßte er am Ende fünf in Nord-russland und an der Wolga. Als Priester verstand er das als Mission: *„Der Herr schickt mich nun zu anderen Herden“*, ins Lager, zu Gläubigen und Ungläubigen. Seinen späteren geistigen Kindern versicherte er: *„Die Jahre im Gulag waren die glücklichsten meines Lebens, weil Gott immer nahe war! Das harte Leben lehrt einen das Gebet am besten. In der Gefangenschaft hatte ich das wahre Gebet, und zwar deshalb, weil ich jeden Tag dem Tode nahe war. Das Gebet war die unüberwindliche Schranke, welche die Grausamkeiten des Lagers nicht überwinden konnten. Aus irgendeinem Grund kann ich mich an nichts Schlechtes mehr erinnern - nur, wie ich dort betete: Der Himmel stand offen, und die Engel sangen! Diese besondere Gebetsgnade habe ich jetzt nicht mehr, doch bleibt einem diese Erfahrung des Gebetes und des lebendigen Glaubens, die man dort erlangt hat, für das ganze Leben. Und wie oft hat die Seele ohne Worte zu Gott gebetet!“* Umso mehr lautete sein kostbarer Rat als Starez: *„Beten und bitten Sie um die Gabe der Liebe, damit sie Ihnen zu jenem Kompass wird, der in jeder Situation die richtige Richtung weist und jeden Menschen in Ihren Freund umwandelt. Ich habe das sogar in der Deportation erfahren.“* Ein Leidensgenosse bezeugte: *„Ich kannte viele orthodoxe Priester, aber nur bei ihm erlebte ich, was diese schlichten Worte aussagen: Gott ist die Liebe.“*

*I*n den folgenden zwölf Jahren nach seiner Freilassung Anfang 1955 wirkte Vater Iwan als Dorfpfarrer in sechs verschiedenen Pfarreien.

Immer fand er eine im Glauben erkaltete Gemeinde vor, eine völlig desolate Kirche, die er mit Hilfe von Freunden aus früheren Jahren heimlich restaurierte und neu ausstattete. Durch die Güte und Überzeugungskraft Vater Iwans erstand bald auch der Glaube der Gemeinde wieder zu neuem Leben - zum größten Missfallen der staatlichen Behörden, die nach kurzer Zeit Vater Iwans Versetzung veranlassten. So fügte es Gott, dass die Kommunisten mit der mehrfachen „Verjagung“ dieses Pfarrers die Lebenskraft der Kirche vermehrten, anstatt sie zu vernichten, und die Zahl seiner geistigen Kinder wuchs und wuchs. Der Starez mahnte später: *„Vergesst nicht, Kinder Gottes ... die Welt wird von Gott regiert, nur von Gott und von keinem anderen.“* Dennoch litt Vater Iwan schwer unter der allgemeinen Verfolgung und brutalen Angriffen gegen ihn. Geistige Zuflucht fand er beim Priestermonch Seraphim, der ihm im Sommer 1966 schließlich, nach 44 Jahren geduldigen Hoffens, die lang ersehnte Mönchsweihe spendete und dem 56-Jährigen den neuen Namen Ioann gab.

*M*it dem Segen des Moskauer Patriarchen, sich nun in ein Kloster zurückzuziehen, kam Vater Ioann im Frühjahr 1967 in das Pskowo-Petschorskij-Kloster von der Entschlafung Mariens. Mit den Jahren in seiner begnadeten Seele immer tiefer geläutert und mit Gott vereint, wurde Vater Ioann nun selbst zu einem Starez, zu einem heiligen „Ältesten“. Zu Hunderten suchten ihn die Menschen täglich um Rat und Hilfe auf und warteten ein oder auch zwei Stunden, um seinen Segen zu empfangen, wenn er nach der Liturgie am Vormittag auf dem Weg von der Kirche zu seiner Zelle war. Umdrängt vom Volk wie P. Pio in San Giovanni Rotondo, riefen ihm die Pilger ihre Anliegen, Nöte und Fragen zu, auf die er in knappen Worten antwortete. Nach kurzem in-nigstem Gebet vor seiner geliebten Marienikone „Suche der Verlorenen“ in seiner Zelle empfing er dort die von Sorgen Bedrückten mit unendlicher väterlicher Geduld und Liebenswürdigkeit oft noch bis nach Mitternacht - und das jahraus, jahrein. Auf den ersten Blick konnte man sich in

diesem kindlich einfachen und heiteren „Alten“ mit dem emsigen Schritt leicht täuschen, wie die Novizen, denen manch anderer Mönch in seiner asketischen Strenge „würdevoller“ vorkam. Doch entdeckte man bald, dass die Weisheit, mit der er sprach, keine menschliche war; dass er Vergangenes und Künftiges sah, klar wie die Gegenwart, und in den Seelen las wie in einem offenen Buch; dass sein einziges Bemühen war, die Herzen für den Willen Gottes zu öffnen, den Vater Ioann im Lichte Gottes für ihr Leben erkannte. Dabei waren die Demut und der Respekt des heiligen Mönchs vor der menschlichen Freiheit so groß, dass er seinen Rat nie jemandem aufzwingen wollte, sondern bat, ja darum bettelte zu tun, was er als Willen Gottes erkannt hatte.

Doch konnte er, wo es zum Heil der Seele nötig war, auch sehr deutlich und streng sein. Als 80-Jähriger nach seinem „Geheimnis“ gefragt, erklärte er: *„Es ist die Liebe. Beginnt zu lieben, und ihr werdet euch freuen mit den anderen und für die anderen. Beginnt den Nächsten zu lieben, und ihr werdet Christus lieben. Beginnt den Beleidiger und den Feind zu lieben, und die Türen der Freude werden sich für euch weit öffnen, und der auferstandene Christus wird eure in Liebe auferstandene Seele umfassen. Das ist unser Paradies! Das ist unsere Auferstehung! Lebt die Liebe, und ihr werdet durch den Heiland leben, der durch das Liebesleiden hindurch auferstanden ist.“*

„Ich habe jeden Tag Ostern in meiner Seele“

Bis 1999, solange es die Gesundheit zuließ, folgte Vater Ioann dem Tagesablauf des Klosters. Als der Greis die Menschen nicht mehr empfangen konnte, hatten die Klosterbrüder, welche ihn liebevoll „österlicher Batjuschka“, „österliches Väterchen“ nannten, wieder öfter Zugang zu ihm. Ein Mönch fragte ihn einmal: *„Väterchen, warum sind Sie immer so fröhlich?“* - *„Mein Kindlein“*, erwiderte er, *„ich habe jeden Tag Ostern in meiner Seele.“* Mit schwindenden Körperkräften zeigte sich, wie seine geistliche Kraft zunahm.

*I*n den letzten Jahren lebte der Starez immer mehr in der unsichtbaren Welt, vor allem nachts, wie etwa Ende Dezember 2000, als Vater Ioann in seiner Zelle in die Wirklichkeit der himmlischen Osterliturgie hineingenommen wurde. Vom Erlebten ganz durchdrungen, begrüßte er seine langjährige Sekretärin am nächsten Tag voll Freude mit dem russischen Ostergruß: *„Christus ist auferstanden!“*, der fortan morgens das Erste war, was man von ihm zu hören bekam. Im November 2005 fand man ihn, wie er mit leuchtendem Antlitz den Hymnus *„Die Jungfrau*

wird ein Kind empfangen“ sang, und leise verkündete er: *„Sie ist gekommen.“* - *„Wer?“*, fragte man. *„Die himmlische Zarin.“* Ende Dezember dann äußerte der 95-Jährige dreimal mit schwacher Stimme: *„Ich sterbe.“* So versammelte man die Klostergemeinschaft, um sich von ihm zu verabschieden. Einer der Mönche erinnerte sich an Vater Ioanns Lieblingsfest, und man begann, ihm Ostergesänge zu singen. Da geschah das Unerwartete: Das bereits vom Tod gezeichnete Antlitz wurde von rosigem Licht leuchtend. Während man auf den dreifachen Osterruf *„Christus ist auferstanden!“* beim ersten Mal nur ein leises Flüstern aus dem Mund des Sterbenden hörte: *„Er ist wahrhaft auferstanden“*, kehrte das Leben durch ein wahres Osterwunder allmählich in ihn zurück! Wenige Tage später aber bat der Starez Jesus, den nur er sah: *„Herr, hol mich schnell fort von hier.“* Nachdem der heilige Mönch am 5. Februar 2006, dem Gedenktag der neuen Märtyrer und Bekenner Russlands, erschöpft die Hl. Kommunion empfangen hatte und die Glocke zur Hl. Liturgie läutete, wurde die Bitte Vater Ioanns erfüllt.

Quelle (auf Russisch): Gottesmönch. Zum 100. Geburtstag von Archimandrit Ioann Krestiankin, Eigenverlag des Swiato-Uspenskij Pskowo-Petschorskij-Klosters, 2009.

Jesus wurde mein persönlicher Freund

Von Mai bis September herrscht im Feriendorf „De Angelis“ in Numana zu Füßen des Loretoheiligtums an der Adriaküste Hochbetrieb. Franco und Maria, die dieses Ferienparadies aufgebaut haben, legen großen Wert darauf, den Familien mit Kindern und Jugendlichen ein vielfältiges Erholungsprogramm anzubieten. Das Wichtigste ist für dieses Ehepaar aber die Hl. Messe, die täglich in der schönen Holzkapelle im Zentrum der Anlage gefeiert wird und bei der sie selbst nie fehlen. Doch das war nicht immer so. Signor Franco De Angelis erzählte uns:

1971 heiratete ich nach meiner Militärzeit Maria Teresa Lupi. Wir waren beide 21 Jahre alt und voll Idealismus und Elan, eine gemeinsame Zukunft aufzubauen. Als Bauunternehmer gründete ich eine Firma, mit der ich sehr schnell großen Erfolg hatte, da die Wirtschaft damals im vollen Aufschwung war. Mit meinen mehr als 100 Angestellten errichtete ich in einem Jahr 80 Appartements. 1972 wurde unsere Tochter Manola geboren, 1974 Gery und 1982 Chantal. Überhäuft mit Arbeit, hatte ich alles andere als übrige Zeit. Der Erfolg motivierte mich, meine menschlichen und fachlichen Fähigkeiten zu entfalten, doch Gott verlor immer mehr an Bedeutung in meinem Leben. Der sonntägliche Gottesdienst schien mir nicht mehr notwendig, und für das Gebet war auch kein Platz.

Als 1986 unser 13-jähriger Sohn Gery aufgrund einer schweren Krankheit im Sterben lag, wurde ich Zeuge eines Wunders. Auf dem Weg ins Krankenhaus kam ich an Loreto vorbei. Eine

unerklärliche Kraft drängte mich, ins Heiligtum zu gehen, um dort für die Gesundheit meines Sohnes zu beten. Im Heiligen Haus wurde mir ein derartiges Vertrauen eingegossen, dass ich die Gewissheit hatte, die Gottesmutter werde ein Wunder wirken. Als ich das Krankenzimmer von Gery betrat, sah ich, wie die Ärzte die Apparate abschalteten, und hörte einen von ihnen sagen: „Das ist ein Wunder, es ist unerklärlich, was hier geschehen ist!“

Der Zustand meines Sohnes hatte sich schlagartig gebessert, während ich im Heiligtum von Loreto gebetet hatte, und ich konnte ein gesundes Kind mit nach Hause nehmen. Gery war nicht nur von seiner Lungenentzündung geheilt, sondern auch von der chronischen Bronchitis und dem Asthma, das ihn schon seit Jahren gequält hatte. Voll Dankbarkeit besannen wir uns in der Familie wieder auf unseren Glauben und versuchten, ihn in unser Leben einzubauen, auch wenn uns das nur sehr begrenzt gelang.

Jesus, mein Retter und Erlöser

Anfang 1987 bekam ich plötzlich ernste gesundheitliche Probleme, über 40/41 Grad Fieber, das etwa eine halbe Stunde andauerte und dann ebenso unerklärlich wieder verschwand, wie es gekommen war. In dieser halben Stunde hatte

ich den Eindruck, als würde etwas in mir kochen - es war schrecklich! Die Untersuchungen im Krankenhaus ergaben, dass ich ein völlig gesunder Mann war. Anfangs wiederholten sich die Fieberattacken im Abstand von vier Tagen,

dann wurden sie immer häufiger, bis ich täglich davon befallen wurde. Man brachte mich in Spezialkliniken, sandte mein Blut zur Analyse in die Schweiz und studierte zehn Tage lang meinen Körper, soweit es der heutigen Medizin nur möglich ist. Das Ergebnis lautete: „*Sie sind gesund.*“

Ein Arzt gab mir den Hinweis, mich an einen gewissen Professor Rabito zu wenden, der in der charismatischen Erneuerungsbewegung aktiv war. Es war nicht einfach, einen Termin bei diesem gesuchten Spezialisten zu bekommen. Doch mit Beharrlichkeit hatte ich Glück. Seine Antwort war äußerst befremdend für mich: „*Sie haben keine Krankheit. Jemand hat Sie durch einen Fluch verwünscht. Man muss für Sie beten.*“ Was sollte das Gebet mit meinem Gesundheitszustand zu tun haben?! Aber da es mir wirklich schlechtging, wollte ich auch dieses Angebot nicht unversucht lassen.

Meine Frau machte gleich einen Termin mit dem Priester aus, den Professor Rabito ihr genannt hatte. P. Ferdinando von den Unbeschulten Augustinern empfing uns liebevoll und erklärte, er würde zusammen mit einer anderen Person für mich beten. Ich ließ es geschehen, auch wenn ich nichts dabei spürte. Als ich fragte, was ich ihm schuldig sei, antwortete er: „*Machen Sie einen Scherz?*“ Es war ganz neu für mich, dass eine fremde Person etwas gratis für mich tat. Nach einigen Tagen kehrte ich zu ihm zurück; sie beteten wieder für mich.

*A*uch wenn das Fieber nicht nachließ, hatte ich doch wenigstens nicht mehr dieses schreckliche Gefühl, innerlich zu kochen. Mittlerweile war ich körperlich und psychisch sehr erschöpft. Meine Nerven waren so angespannt, dass ich weder ausruhen noch schlafen konnte, was mir alle Kraft raubte, zudem den klaren Kopf und die Konzentrationsfähigkeit, die es brauchte, um eine Firma zu leiten. An manchen Tagen hatte ich Angst, verrückt zu werden. Es war augenscheinlich: jemand trachtete mir mit satanischen Machenschaften nach dem Leben

und wollte meine Firma ruinieren; Eifersucht gab es ja genug.

Daraufhin entschied P. Ferdinando, unser Haus, Zimmer für Zimmer, auszusegnen. Dabei untersuchte er auch meine neu gekauften Matratzen. Sie waren gut verarbeitet. Zu meiner Verwunderung erbat er sich die Erlaubnis, sie aufzuschlitzen zu dürfen. Wie er es erwartet hatte, fand er einen versiegelten Brief mit Fotos unserer Familie, auf denen mein Kopf mit Stecknadeln gespickt war. Ich traute meinen Augen nicht. Er fragte mich, ob ich Satanisten in meiner Bekanntschaft oder unter den Mitarbeitern hätte. Aber ich wusste von nichts. Der Glaube hatte mich ja kaum interessiert. Der Pater erklärte mir, dass eine Person, die sehr viel Geld besitze, diesen Satanskult über mich gemacht habe. Als wir beteten, musste sich das Böse, das er über mich ausgesprochen hatte, materialisieren. Deshalb fanden wir diese Fotos in der Matratze, die niemand dort hineingetan hatte. Wir kauften neues Bettzeug, doch wieder fanden wir in der neuen Matratze Briefe dieser Art. Diese Szene wiederholte sich noch weitere fünf Mal, bis ein Priester mein Bett mit Weihwasser segnete und es zu brennen begann, als hätten wir es mit Benzin angezündet. Wir hatten alle Hände voll zu tun, dass es nicht in einen Brand ausartete.

*I*n der Zwischenzeit hatten wir begonnen, in der Familie zu beten und uns mit Christen der charismatischen Bewegung anzufreunden. Bei einem der Gebetstreffen berührte mich die Gnade Gottes tief. Es war im Mai 1987 in Rimini, als einige Personen für mich beteten und ich ganz unerwartet einen heftigen Schmerz in meinem Kopf spürte, so dass ich in Panik geriet und fürchtete, er würde mir zerspringen. Aber das Gegenteil war der Fall: Ich erlebte, wie mein Denken wieder klar wurde und wie ich die Schönheit des Lebens in all ihren Schattierungen wahrnahm. Ich fühlte, dass Jesus mich von den geistigen Fesseln befreit hatte, die Satan mir legen konnte, weil ich nicht durch ein sakramentales Leben und das Gebet geschützt war. Ich trat in eine neue Freiheit ein, und vor allem hatte ich erfahren, dass Jesus nicht nur eine historische Person ist, sondern dass Er lebt.

Ich kann nicht schweigen über das, was ich erlebt habe

Nur wer etwas dergleichen durchgemacht hat, kann verstehen, wie dankbar und glücklich man ist, wenn man ein „neues Leben“ geschenkt bekommt. Darüber konnte ich unmöglich schweigen. In meiner Familie, im Büro, bei unseren Freunden und Bekannten, überall erzählte ich von Jesus, dass Er lebt und uns hilft. Ich hatte erfahren, dass das Böse existiert, dass es sehr stark ist und uns schaden kann, wenn wir uns nicht schützen. Aber ich hatte auch erfahren, dass Gott größer ist und siegt. Mit meiner Frau Maria ging ich von nun an täglich zur Hl. Messe, und wir begannen, gemeinsam zu beten. Im Büro erklärten sie mich für verrückt, doch ich konnte nicht anders, als das Gute weiterzugeben, das mir so unverdient geschenkt worden war. Ich stellte Leute ein, die in Schwierigkeiten waren, um ihnen zu helfen, denn ich wünschte mir, dass auch sie Jesus entdecken und ich ihnen ein Bruder sein kann. Mein Herz brannte für die Evangelisation, und dieses Feuer ist mir bis heute geblieben. Eines Abends 2005 waren

Maria und ich zu einer Anbetung einer neuen kirchlichen Bewegung eingeladen. Nach einer Zeit des Gebetes wurden die Laien aufgefordert, für die anwesenden Priester zu beten. Als ich zusammen mit anderen zu beten begann, war mir, als würde ich in ein Leintuch eingehüllt werden. Mir wurde ganz leicht, und ich verlor jegliche Angst vor dem Tod, ich war frei und voll Freude. Diese starke Gnade bewegte uns beide dazu, die Bewegung „Gloriosa Trinità“ näher kennenzulernen. Wir lernten sie nicht nur kennen, sondern auch lieben und erkannten unsere Berufung, uns dieser geistigen Familie, die der polnische Priester Don Andrea Swiecinski 2004 gegründet hat, anzuschließen. Ziel dieser Bewegung ist es, den Glauben an Christus neu zu entflammen und durch ein sakramentales Leben, durch die tägliche Anbetung und den Rosenkranz, durch das Lesen der Hl. Schrift und durch konkrete Werke der Nächstenliebe und der Evangelisation im Alltag gemeinsam einen Weg der Heiligkeit zu gehen.

„Gib mir eine zweite Chance!“

Torsten Hartung gründete zusammen mit seiner koreanischen Ehefrau Tchang Hi Claudia den Verein „Maria hilf-t e. V.“. In Altenburg im Bistum Dresden-Meißen leben sie im „Haus der Barmherzigkeit“ zusammen mit straffällig gewordenen Jugendlichen, die nach der Haftentlassung hier die Möglichkeit bekommen, eine Ausbildung zu machen und ein neues Leben mit Gott zu beginnen. Was den heute 53-jährigen Torsten zu diesem Abenteuer bewegte, erzählt er selbst.

In meinem Elternhaus im mecklenburgischen Schwerin in Ostdeutschland war Gewalt an der Tagesordnung. Es verging kaum ein Tag, an dem

wir vier Kinder nicht den zumeist gewalttätigen Streit unserer Eltern miterlebten und oft wegen Lappalien bestraft wurden. Eines Tages, 1968,

ich war sieben Jahre alt, kam ich traurig von der Schule nach Hause, weil der Riemen meiner Brottasche abgerissen war. Meine Mutter, die selbst kaum Liebe erfahren hatte, reagierte entsetzt mit einem Gewaltausbruch und schlug auf mich ein, bis ich aus Nase und Mundwinkel blutete. Schlimmer jedoch als diese körperlichen Leiden war es für mich, dass sie mir Sätze an den Kopf warf wie „*Wir haben dich nie gewollt*“ und „*Du bist an allem schuld*“. An diesem Tag verlor sie fast den Verstand. Sie drehte den Gashahn auf, was mich in Panik versetzte, da ich die Gefahr erkannte. Trotz ihrer Ohrfeigen versuchte ich den Hahn zuzudrehen, bis sie schließlich aus der Küche die Treppe hinauf auf den Dachboden stürmte, laut schreiend, dass sie sich erhängen wolle und ich an allem schuld sei. Voller Angst lief ich ihr mit einem Küchenmesser in der Hand nach, mit dem festen Vorsatz, den Strick zu durchschneiden und sie zu retten. Als ich ankam, hatte sie schon die Schlinge um den Hals und machte Anstalten, auf den Stuhl zu steigen. Verzweifelt versuchte ich sie daran zu hindern und schnipselte an dem Seil herum. Da hörte ich ihre schroffen Worte: „*Hör auf! Die Wäscheleine gehört dem Nachbarn Müller.*“ In diesem Moment wurde mir klar, dass sie mir nur Angst machen wollte. Das war zu viel für meine Kinderseele. Als mein Vater nach Hause

kam, beklagte sie sich derart über mein ungehöriges Verhalten, dass ich nun auch von ihm noch eine kräftige Tracht Prügel verabreicht bekam. An dem Tag zerbrach mein Urvertrauen und mein Gefühl für Gerechtigkeit. Der Hass begann sich in meinem Herzen einzunisten.

Diese Begebenheit war für mein weiteres Leben von entscheidender Bedeutung. In der Schule spielte ich nun immer öfter den Klassenclown. Auf diese Weise konnte ich wenigstens Aufmerksamkeit erheischen, wenn ich schon keine Liebe bekam. Doch man beschwerte sich bei den Eltern über dieses schwierige Kind, und so erhielt ich zu Hause immer mehr Prügel. Die Folge war, dass ich anfang, mich zum Raufbold zu entwickeln. Ich brach plötzlich aus meiner Opferrolle aus und wurde ganz bewusst zum Täter. Da ich kein Selbstwertgefühl hatte, bedeutete mir auch mein Leben nichts. Deshalb konnte ich mit Überzeugung mein Gegenüber herausfordern: „*Wenn du gewinnen willst, musst du mich totschiessen.*“ Diese Entschlossenheit machte den Leuten Angst, und bald war ich ein stadtbekannter Schläger. Mit 18 Jahren wurde ich das erste Mal wegen Diebstahls zu zehn Monaten Haft verurteilt. Beim zweiten Mal waren es schon ein Jahr und zehn Monate wegen Körperverletzung, beim dritten Mal fast drei Jahre.

Ein Pakt mit Satan

1983 verliebte ich mich als 22-Jähriger in eine Frau, die mir viel Geduld und Verständnis entgegenbrachte. Wir zogen in die damalige Karl-Marx-Stadt, und ich begann nach abgeschlossener Lehre als Dachdecker zu arbeiten. Es war ein gutes Gefühl, selbstverdientes Geld zu besitzen, doch was sollte ich in einem sozialistischen Land damit anfangen? Nicht einmal nach Bulgarien durften wir ausreisen, um Urlaub zu machen. Ich hatte genug von diesem DDR-Staat und wollte da raus. Mein Plan gelang. Ich täuschte an der sächsisch-bayerischen Grenze einen Fluchtversuch vor und wurde wie erwartet nach zwei Jahren Haft nach West-Berlin

abgeschoben und von der Bundesregierung in Bonn freigekauft.

Nachdem ich auch meiner Freundin Antje zur Flucht in den Westen verholfen hatte, erhoffte ich mir nun das „Paradies“. Doch ich hatte meine Vergangenheit mitgenommen: Äußerlich lebte ich zwar in der ersehnten Freiheit, aber innerlich war ich versklavt. Wegen dieser Unzufriedenheit stritten wir häufig miteinander, bis sich meine Lebensgefährtin Ende 1990 von mir trennte. Nun saß ich mit meinen 29 Jahren allein in meiner Berliner Wohnung und sah keinen Sinn mehr in meinem Leben. Meine ganze Vergangenheit war

eine einzige Katastrophe. Da kam mir plötzlich Goethes Faust und sein Pakt mit Satan in den Sinn. Obwohl ich damals weder an Gott noch an den Teufel glaubte, sagte ich einfach laut

heraus: „*Satan, du kannst meine Seele haben, ich pfeif’ auf mein Leben. Aber dafür möchte ich eineinhalb Jahre wie ein König in dieser Welt leben.*“

„*Ich wünsche mir ein Leben in Glück!*“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Kurze Zeit später, als ich mit einem Freund bei einem russischen Künstler war, lernte ich Igor kennen, auch „der Pate von Riga“ genannt, und seinen Leibwächter Iwan. Wir kamen ins Gespräch, und sie boten mir an, in ihr Geschäft einzusteigen, Luxusautos nach Russland und in die arabischen Länder zu liefern. Ich verstand, dass das keine seriösen Geschäftsleute waren, und sofort kamen mir zwei Bekannte in den Sinn, die gerade Feinmechanik studierten, um die Auto-Schließmechanismen von Mercedes und BMW zu überwinden. Wir taten uns zusammen. Sie waren Spezialisten: Sie brauchten etwa 20 Sekunden, um einen Wagen zu knacken. Ich übernahm die Logistik, d. h. ich besorgte gefälschte Zulassungs- und Versicherungspapiere und legte die Route und den Fahrer fest, um die Autos an ihren Bestimmungsort zu bringen. Als führender Kopf dieser Organisation verdiente ich pro Woche ca. 80 000,- €, aber ich wusste nicht, was damit anfangen. Nur eines war klar: ich duldeten keinen Konkurrenten. Als Dieter, mein engster Mitarbeiter, hinter meinem Rücken Geschäfte machte und damit meine Position in Frage stellte, beseitigte ich ihn kurzerhand mit einem Kopfschuss auf einer Waldlichtung nahe der lettischen Hauptstadt Riga. Das war am 20. Juni 1992.

Wenige Wochen später betrat ich während eines Urlaubs auf Mallorca aus kunsthistorischem Interesse eine kleine Kirche. Auf eine Pinnwand hatten Besucher Gebetsanliegen geschrieben. Auch wenn ich nicht an Gott glaubte, dachte ich mir, die Zettel studierend: wenn es nichts nützt, wird es auch nicht schaden. Warum sollte ich nicht auch einen Wunsch dalassen? „*Ich wünsche mir ein Leben in Glück!*“, schrieb ich auf ein Stückchen Papier und heftete es an die Wand, denn trotz des Geldes und meines Erfolges war ich nicht glücklich. Die kommenden Ereignisseschienen zunächst ganz das Gegenteil zu bringen. Am folgenden Tag plante ich mit meinem Paragleiter eine triumphale Landung am Strand, um die Bewunderung der Urlauber zu genießen. Doch gleich zu Beginn hatte ich Pech mit dem Wind und stürzte ab. Dabei prallte ich derart auf einen Felsen, dass es mich hätte das Leben kosten müssen. Überraschenderweise jedoch konnte ich mit ein paar blauen Flecken und einer geplatzten Ader aufstehen, ohne mir auch nur einen Knochen gebrochen zu haben. Obwohl meine Freundin, mit der ich diesen Urlaub verbrachte, ungläubig war, rief sie spontan aus: „*Gott muss einen Plan mit dir haben, dass du das überlebt hast.*“

Er lebt!

Am 15. Oktober 1992, als ich gerade eine neue Transportroute erkundete, wurde ich in Stockholm von Interpol verhaftet. Als führender Kopf des damals größten europäischen Autoverschieberrings brachte man mich sofort in Einzelhaft - zunächst in Schweden, dann in Deutschland. Insgesamt vier Jahre, neun Monate und zwei

Tage sah ich nur den einen Menschen, den Gefängniswärter, der die Tür öffnete, um mir etwas zu essen zu bringen. Da der Mensch auf ein Du hin geschaffen ist, ist es furchtbar, allein zu sein, wenn man das Gebet nicht kennt, um mit Gott zu sprechen. Ich habe damals schrecklich gelitten. In dieser Zeit der Isolation dachte ich über mein

Leben nach und stellte mir die Frage: „*Wer bin ich?*“ Die Antwort kam unfehlbar: „*Ich bin nie einem böseren Menschen begegnet als mir selbst.*“ Mein Leben lief in meiner Erinnerung immer wieder wie ein Film vor mir ab, und ich wusste nicht, wohin ich mit meiner Schuld gehen sollte.

Dann kam Ostern 1998. Inzwischen war ich aus der Einzelhaft entlassen worden und konnte mit den anderen Gefangenen einen Jesusfilm anschauen. Am Abend schrieb ich in mein Tagebuch: „*Jesus, Du hattest Deine Auferstehung. Gib auch mir eine zweite Chance! Schenk mir ein neues Leben!*“

Ich hatte diese Worte schon wieder vergessen, als ich einige Wochen später, am 15. Mai, auf meinem Bett in der Zelle lag und sah, wie das weiße Laken, das ich als Schutz gegen die Hitze vors Fenster gespannt hatte, sich durch einen Luftzug ans Fensterkreuz legte. Die Form des Kreuzes erinnerte mich an Jesus, und ich sagte laut in die Leere hinein: „*Ich weiß nicht, ob es Dich gibt, Gott. Aber wenn es Dich gibt, schenk mir ein neues Leben! Schau nur, was ich getan habe. Ich habe mich über Dich gestellt, indem ich über Leben und Tod entschieden habe. So will ich nicht länger leben.*“ Ich erzählte Gott alles, was ich getan hatte, es war eigentlich das erste Mal in meinem Leben, dass ich betete. Ohne es zu wollen, begann ich zu weinen; Tränen der Reue liefen über mein Gesicht.

*D*a hörte ich eine Stimme, die unsagbar liebevoll und barmherzig zu mir sagte: „*Ich weiß!*“ In diesem Moment brachen meine Werteskala und mein Weltbild zusammen, und ich wusste: *Dieser Jesus existiert, es gibt Ihn, Er lebt.* Von nun an musste ich mit einer neuen Komponente in meinem Leben rechnen, mit Ihm. Als ich am nächsten Morgen den Mithäftlingen mit einem Lächeln begegnete, glaubten sie, ich sei übergeschnappt. Das erste Mal in meinem Leben nahm ich die Schönheit der Schöpfung wahr, die Gänseblümchen, den Himmel, die gute Luft. Ich kannte mich selbst nicht mehr. Was

war mit mir geschehen? Wer war dieser Jesus? Ich wollte Ihn kennenlernen und begann die Hl. Schrift zu lesen, bat um christliche Literatur. Doch ich verstand nichts. Einige Zeit später, als ich auf meinem Bett lag und mir immer noch die Frage stellte, was mit mir geschehen war, fiel mein Blick auf die Bibel im Bücherregal, und ich hörte wieder dieselbe Stimme: „*Nimm und schlag auf!*“ Ich folgte der Aufforderung und öffnete die Stelle: „*Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht. Er vergibt uns die Sünden und reinigt uns von allem Unrecht.*“ (1 Joh 1,9) Ist das möglich? Kann Gott mir alle Sünden vergeben? Mir? Das konnte ich kaum glauben. Doch zwei Monate später ermutigte mich dieselbe Stimme wieder, die Hl. Schrift zu öffnen, und dieses Mal las ich: „*Ihr wart tot infolge eurer Verfehlungen und Sünden ... Wir folgten dem, was das Fleisch und der böse Sinn uns eingaben, und waren von Natur aus Kinder des Zorns wie die anderen. Gott aber, der voll Erbarmen ist, hat uns, die wir infolge unserer Sünden tot waren, in seiner großen Liebe zusammen mit Christus wieder lebendig gemacht ... Aus Gnade seid ihr durch den Glauben gerettet, nicht aus eigener Kraft - Gott hat es geschenkt -, nicht aufgrund eurer Werke, damit keiner sich rühmen kann.*“ (Eph 2) Es ist also wahr. Er hat mir eine zweite Chance geschenkt!

*M*it Sehnsucht wartete ich jede Woche auf das Gebetstreffen und den Katechismus. Am 20. Juni 2000 wurde ich in der Kapelle der Justizvollzugsanstalt Berlin-Tegel durch die Taufe ein Kind Gottes, der die geheimsten Wünsche meines Herzens kennt, der alles von mir „weiß“ und mich liebt. Erst später wurde mir bewusst, dass es genau das Datum war, an dem ich acht Jahre zuvor zum Mörder geworden war. Nun begann ich Gott nach Seinem Willen zu fragen und bat Ihn, mir zu zeigen, welche Aufgabe ich nach meiner Entlassung übernehmen sollte. Er gab mir die Antwort: „*Geh dorthin zurück, wo Ich dich getroffen habe, und baue ein Haus der Barmherzigkeit.*“

Dort, wo ich Ihn getroffen habe

Als ich 2006 nach 14-jähriger Haft vorzeitig entlassen wurde, nahm mich eine christliche Frau auf und empfahl mir, mit einer Pilgergruppe nach Medjugorje zu fahren. Da ich kaum Geld, keine Arbeit und kein Zuhause hatte, ging ich auf den Vorschlag ein im Vertrauen, dass Gott mir dort den nächsten Schritt zeigen würde. So war es auch. Ein südkoreanischer Priester, der die Gruppe begleitete, lud mich nach Korea ein, damit ich von meinem Leben Zeugnis gebe. Hier lernte ich meine jetzige Frau kennen und lieben. Im Dezember 2007 gaben wir uns das

Jawort für immer und weihten unsere Ehe der Gottesmutter. Seitdem arbeite ich dort, wo ich Gott kennengelernt habe: im Gefängnis.

Drei Tage pro Woche gehe ich in die Jugendstrafanstalt, um den Jugendlichen zu helfen, aus ihrem Elend herauszukommen, indem ich mit ihnen ihre Lebensgeschichte anschau und ihnen von Gott erzähle. Kein Mensch wird als Täter geboren, und keiner ist dazu verurteilt, für immer ein Täter zu bleiben. Das sehen sie an mir - ich war ja einer von ihnen.

Im Jahr 2001 weihte ich mich im Gefängnis der Gottesmutter. Ich tat dies ganz bewusst, denn in mir war vieles zerstört, da mir meine leibliche Mutter kaum Liebe hatte schenken können. Deshalb bat ich Maria, mir Mutter zu sein, und ich kann bezeugen: sie hat all meine Erwartungen weit übertroffen.

Für Christus ist kein Preis zu hoch

Joseph Fadelle ist für Christus durch die Hölle gegangen. In einer schiitischen Familie im Irak geboren, brachte ihn ein Kamerad beim Militärdienst in Kontakt mit dem christlichen Glauben. Sein aufrichtiger Charakter und eine persönliche Begegnung mit dem auferstandenen Herrn drängten ihn zur Konversion, auch wenn er dafür bereit sein musste, mit seinem Leben zu bezahlen.

Joseph Fadelle, ehemals Mohammed al-Sayyid al-Moussaoui aus Bagdad, stammt in direkter Linie vom Propheten Mohammed ab. Sein Name verrät seinen Adel, auch wenn er diesen Titel offiziell nicht mehr tragen durfte, seit der Sunnit Saddam Hussein die Macht im Irak ergriffen hatte. Sein Vater Fadel-Ali besitzt große Ländereien und gehört als Schiit zu den reichsten Adeligen des Landes. Er hatte seinen Sohn Mohammed zu seinem Nachfolger auserwählt, obwohl er nicht der älteste seiner sechs Söhne ist. Mohammed genoss seine Ehrenposition. Als der Pflichtmilitärdienst nicht mehr

hinauszuzögern war, beruhigte ihn sein Vater: „Du machst dir ein Bild von der Lage und erstattest mir Bericht. Wenn in der Region gekämpft wird, Sorge ich dafür, dass du freigestellt wirst.“ So verließ der 23-Jährige Anfang 1987 seine Familie und ging in die Kaserne von Basra im Südirak. Sein Zimmerkollege war ein 44-jähriger Landwirt - ein Christ. Auch wenn sich Mohammed nicht zu den strenggläubigen Moslems zählte, las er doch treu den Koran und wusste seit frühester Kindheit, dass die Christen Ketzer sind, die drei Götter anbeten. Doch Massoud schien ganz anders zu sein, als

er sich einen Christen vorgestellt hatte. Es lag also auf der Hand, dass dieses Zusammentreffen von Allah gefügt war, damit er ihn zum Islam bekehren konnte.

Nach einigen Tagen entdeckte Mohammed auf dem Regalbrett seines Zimmernachbarn ein Buch mit dem Titel „Die Wunder Jesu“. Er hatte nie etwas über Wunder gehört, und noch weniger über diesen Jesus. Interessiert begann er die Geschichte von Kana zu lesen und war von diesem Wundertäter fasziniert. Am nächsten Morgen fragte er Massoud: „*Wer ist dieser Jesus aus deinem Buch?*“ - „*Das ist Isa ibn Maryam, Isa, der Sohn Mariens. 600 Jahre war er Jesus, dann kam der Islam und machte Isa aus ihm*“, war die schlichte Antwort des Christen. „*Sag mal, haben die Christen ein Buch wie den Koran?*“, fragte Mohammed weiter. Er war ganz überrascht, dass dem so ist. Dieses Buch wollte er lesen, wenigstens um Massoud zu helfen, den unbestreitbaren Wert des Islams anzuerkennen. Doch als er ihn darum bat, ihm eine Bibel zu besorgen, stellte dieser ihm eine ganz unerwartete Gegenfrage: „*Hast du den Koran gelesen? Wirklich gelesen? Und den Sinn jedes Verses verstanden?*“

Diese Frage brachte Mohammed aus dem Konzept, denn sein Gegenüber hatte seinen wunden Punkt berührt. Die Imame hatten immer gesagt, es komme nur auf die Lektüre an, dann werde man am Tag des Gerichtes seinen Lohn erhalten. Dabei sei es keineswegs notwendig, den Text zu verstehen, man solle das lieber den Klerikern überlassen. „*Wenn du willst, dass ich dir das Evangelium bringe, dann lies zuvor noch einmal den Koran und versuche ihn*

wirklich mit deinem Verstand zu begreifen, ohne dich dabei zu betrogen.“

Bei seinem ersten Heimaturlaub studierte Mohammed den Koran. Das Ergebnis war fatal. Er fragte sich, warum sich Allah dazu herablässt, Regeln für Erbangelegenheiten und Verspätungen zu klären. Und warum der Koran mit solcher Hartnäckigkeit die Überlegenheit und Macht der Männer über die Frauen betont. Doch auch sein befreundeter Scheich, Ali Ayata, ein Islamexperte, konnte ihm keine überzeugenden Antworten geben. Noch mehr enttäuschte ihn das Studium des Lebens von Mohammed. Wie konnte der Prophet ein siebenjähriges Mädchen heiraten und seine eigene Schwiegertochter zur siebten Ehefrau machen? „*Das Verhalten und das Leben des Propheten wurden für mich zu einer Quelle der Scham*“, bekennt Mohammed in seiner Autobiographie. „*In den darauffolgenden Wochen war ich zunehmend niedergeschlagen; nach und nach zerbröckelten die Fundamente und heiligen Dinge des Islams, die bisher meine Zuflucht gewesen waren. Ich war nicht einmal mehr sicher, dass es wirklich Allahs Wort war. Aber worauf sollte ich mein Leben gründen, wenn mir der Stützpfiler des Islams abhandenkam? Ich klammerte mich an den Gedanken, dass der Koran arrangiert und überarbeitet worden ist ...*“ Nach drei, vier Monaten des Nachdenkens musste Mohammed schließlich mit Bitterkeit eingestehen, dass sein Glaube durch diese kritische Prüfung erheblich erschüttert worden war und er unter diesen Umständen nicht mehr die geringste Motivation hatte, Massoud zum Islam zu bekehren.

Der Mann mit der unwiderstehlichen Anziehungskraft

*A*n einem Maimorgen 1987 erwachte Mohammed anders als sonst. Sein Gemüt war außerordentlich heiter, die Folge eines wunderbaren Traumes, den er in dieser Nacht gehabt

hatte. „*Ich stand am Ufer eines Baches. Am anderen Ufer stand jemand, um die vierzig, eher groß und bekleidet mit einem beigefarbenen Gewand, nach orientalischer Art aus*

einem Stück gewebt und ohne Kragen. Und ich fühlte, wie mich irgendetwas an diesem Mann unwiderstehlich anzog: Ich musste den Bach überqueren, um zu ihm zu gelangen. Doch als ich durch den Bach waten wollte, wurde ich plötzlich hochgehoben und hing einige Minuten lang - die mir wie eine Ewigkeit vorkamen - in der Luft ... Als hätte er mein wachsendes Unbehagen gespürt, streckte der Mann mir seine Hand entgegen, um mir über den Bach zu helfen. Er war so schön, dass es mir den Atem verschlug. Der Mann sah mich mit unendlicher Zärtlichkeit an und sprach mit beruhigender und einladender Stimme einen einzigen rätselhaften Satz: ‚Um den Bach zu überqueren, musst du das Brot des Lebens essen.‘“

An diesem Morgen war Massoud aus dem Urlaub zurückgekehrt und begrüßte Mohammed mit seinem ruhigen Lächeln. Dann hielt er ihm ein Buch entgegen: *„Da, das Evangelium“*, sagte er einfach. Endlich, nach langen fünf Monaten, öffnete Mohammed das Buch: *„Evangelium nach Johannes“*. Er begann zu lesen und vergaß die Zeit. Als er beim sechsten Kapitel angelangt war, geriet sein Innerstes in Aufruhr. *„Da standen exakt dieselben Worte, ‚das Brot des Lebens‘, die ich erst wenige Stunden zuvor in meinem Traum gehört hatte: ‚Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird nie mehr hungern.‘ In diesem Augenblick geschah in mir etwas Außergewöhnliches, etwas wurde*

in mich eingegossen, das alles mit sich riss, und dazu ein warmes Glücksgefühl, als hätte schlagartig ein neues Licht mein ganzes Leben erhellt und ihm Sinn gegeben. Ich fühlte mich wie ein Betrunkener und spürte gleichzeitig in meinem Herzen eine unerhörte Kraft, eine heftige Leidenschaft oder sogar Liebe zu diesem Jesus Christus, von dem die Evangelien erzählen. Im selben Augenblick begriff ich, dass mein Traum in der vorigen Nacht mehr war als ein Traum.“

Von diesem Zeitpunkt an hatte Mohammed nur noch einen Gedanken, ein Sehnen, nämlich, von dem „Brot des Lebens“ essen zu können, auch wenn nicht genau wusste, was das eigentlich war. Als er Massoud voll Freude alles erzählte, wurde dieser leichenblass: *„Man kann in diesem Land nicht einfach so die Religion wechseln. Das steht unter Todesstrafe! Du musst mir schwören, dass du deiner Familie nichts von alledem erzählst, niemals!“*

Die verbleibenden vier Monate in der Kaserne waren unvergesslich. Denn Massoud lehrte den Neubekehrten das Beten und die Meditation. Stundenlang verharrte Mohammed in vertrauter Zwiesprache mit Jesus und lernte Ihn immer besser kennen und lieben. Doch wie sollte es weitergehen, wenn die Militärzeit abgelaufen war? Mohammed wollte getauft werden, denn nur so konnte er das „Brot des Lebens“ empfangen, nach dem er sich nun mehr als nach allem anderen auf dieser Welt sehnte.

Zurück in Bagdad

*Z*urück in Bagdad, suchte Mohammed katholische Kirchen auf und bat um die Taufe. Doch die Christen wussten um die Gefahr, einem Moslem zur Konversion zu verhelfen. Erst nach vielen Enttäuschungen schenkte Gott dem Suchenden einen weisen geistigen Vater, Abuna Gabriel, dem er sich anvertraute.

Mohammeds Vater hatte ihm eine Frau ausgesucht, und so kam es bald zur Heirat, und ihr

erster Sohn Azhar wurde geboren. Da Mohammed relativ häufig allein wegging, um Abuna Gabriel zu treffen, verdächtigte ihn seine Frau der Untreue. Da erzählte er ihr, dass er in seinem Herzen Christ sei und wie es dazu gekommen war. Zunächst war sie tief erschüttert. Doch in der dritten Nacht schenkte Gott auch ihr einen Traum, in dem eine wunderschöne Frau ihr einen freien Platz an einem gedeckten Tisch zeigte. Sechs Monate brauchte Anouar, um sich

innerlich vom Koran und damit von ihrer Familie zu lösen. Wenn sie ihrem Mann zuhörte, brannte ihr Herz, und sie sagte zu ihm: „*Wenn du über Jesus sprichst, frage ich mich, ob du Ihm persönlich begegnet bist.*“ Eines Abends sagte sie mit leiser Stimme: „*Mohammed, ich habe mich für Christus entschieden!*“

Von nun an hatten sie ein gemeinsames Ziel: getauft zu werden, um die Hl. Kommunion empfangen zu können. Zehn Jahre lang konnte Mo-

ammed vor seinem Vater und seinen Brüdern verbergen, was er im Herzen trug. Doch an diesem Abend im Sommer 1997 lag etwas in der Luft, als Mohammed mit seiner Frau von Abuna Gabriel zurückkam. Das Hausmädchen berichtete, dass ein Bruder Mohammeds vorbeigekommen war und mit dem zweijährigen Azhar spielte. Als er seinen Neffen fragte, wohin sie denn sonntags immer gingen, machte der Kleine strahlend das Kreuzzeichen und verriet damit, dass sie Christen waren.

Die Fatwa

In dieser Nacht im Juni 1997 konnte Mohammed nur schwer Schlaf finden. Noch vor dem Morgengrauen wurde er von Schlägen an die Tür geweckt. Einer seiner Brüder rief ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu seinem Vater. Hastig eilte er in das Elternhaus. Kaum hatte er die Schwelle übertreten, wurde er brutal zusammengeschlagen. Man band ihm die Hände mit Handschellen auf den Rücken und legte seine Füße in Ketten. Fassungslos erkannte Mohammed seine Brüder, seinen Onkel und seine Cousins, unter ihnen einer, der beim Geheimdienst arbeitete. Sie hatten Revolver und Maschinenpistolen auf ihn gerichtet, als plötzlich sein Vater eintrat. Flehentlich schaute Mohammed ihn an: „*Vater, was geschieht mit mir, warum?*“ - „*Du bist Christ, du bist vollkommen wahnsinnig! Ist dir klar, welche Schande du über mich bringst, mich, deinen Vater?*“

Selbst die eigene Mutter, die nun auch hereinkam, schleuderte ihm die Worte ins Gesicht: „*Tötet ihn und werft ihn in den Basel!*“ Plötzlich wurde Mohammed gepackt und gewaltsam in den Kofferraum eines Autos gesteckt. „*Der einzige Gedanke, der mich jetzt noch beschäftigte, war, dass ich sterben würde, ohne getauft zu sein.*“ Einige Zeit später stand er vor der höchsten schiitischen Autorität im Irak, Ayatollah Muhammad as-Sadr. Nach einem langen Verhör verkündete der Ayatollah den Richterspruch:

„*Wenn er bekennt, dass er ein Christ ist, muss er getötet werden, und Allah wird denjenigen belohnen, der diese Fatwa vollstreckt.*“

Zwei Stunden später befand sich Mohammed vor dem schrecklichsten Gefängnis Bagdads, in dem Saddam Hussein alle seine Gegner gefangen hielt. Sein Cousin vom Geheimdienst lieferte ihn, ohne ein Wort zu sagen, dort ab. Er bekam die Nummer 318 und wurde in eine kleine Zelle gebracht, in der bereits 16 Häftlinge zusammengepfercht auf dem Boden saßen.

Dann begannen die Verhöre mit Schlägen und Quälereien. „*Wer war der erste Christ, der es gewagt hat, dich anzusprechen? Wenn du es uns sagst, bist du für uns nur noch ein Zeuge, kein Angeklagter mehr ... Rede!*“ In diesen Momenten erinnerte sich Mohammed an die Worte Abuna Gabriels: „*Wenn du um die Taufe bittest, riskierst du dein eigenes Leben, aber auch das der Christen, die dir deine Bitte erfüllt haben.*“ Er atmete tief durch und antwortete: „*Ich kenne keine Kirche und keinen Christen ...*“

Faustschläge, Ohrfeigen und Fußtritte prasselten auf ihn nieder, bis er unter der Gewalt zusammenbrach. Einer der Wärter war wie berauscht von Grausamkeit, mit der er auf sein Opfer einschlug.

Drei Monate lang spielte sich diese brutale Befragung fast täglich in derselben Weise

ab. „Wenn ich aufrecht die wenigen Stockwerke hinabging, flehte ich zum Hl. Geist um Kraft - wohl wissend, dass ich den Rückweg nur auf allen Vieren würde zurücklegen können ...“, erzählt Mohammed. „Das Einzige, was mir half, waren die Märtyrervitae, die ich nach meiner Bekehrung gelesen hatte.

*E*s gibt einen Preis, den man zahlen muss - und was mich betrifft, ist dieser Preis nicht gerade niedrig ... In meinen Gebeten kehrten einige Sätze aus dem Evangelium immer wieder: ‚Ihr werdet um meines Namens willen von allen gehasst werden‘ (Lk 21,17) oder auch: ‚Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert‘ (Mt 10,34). Paradoxiertweise gaben mir gerade diese schrecklichen Sätze Halt und die Kraft, standhaft zu bleiben.“

Als die Befragungen aufhörten, begann eine neue besonders grausame Qual: Isolation, Hunger und Schmutz. „Die einzige wahre Freiheit, die mir noch blieb, war die der

inneren Zwiesprache mit Christus. Und so erlebte ich eine Vertrautheit mit Ihm, die ich andernfalls vielleicht niemals kennengelernt hätte. Ich stellte mir vor, dass ich auf einem Weg der Gesundung bin und von jener Krankheit genesen, die darin besteht, Christus nicht zu kennen. In meinem Fall hatte diese Krankheit einen Namen: Es ist der Islam, der es mir erlaubte, im Namen der Religion zu töten und zu lügen ... Meine Haft gab mir meine spirituelle Gesundheit zurück: Tugenden, die mir bisher nichts bedeutet hatten - Frieden, Sanftmut werden jetzt zu wesentlichen Werten. Parallel dazu verschlechterte sich infolge der miserablen hygienischen Verhältnisse mein physischer Gesundheitszustand zusehends.“

Nach sechzehnmonatiger Gefangenschaft war Mohammed mit seiner körperlichen Kraft am Ende. Eines Tages, als er gerade einen flehentlichen Schrei an Christus gerichtet hatte, rief ein Wärter: „Nummer 318“ und reichte ihm seine eigene Kleidung mit der Bemerkung: „Du bist frei!“

Wieder bei seiner Familie

*M*ohammed konnte es kaum glauben, und zugleich befand er sich in einem schrecklichen Dilemma: Sollte er zu seinem Clan zurückkehren, zu jenen, die ihm nach dem Leben trachteten, oder sollte er irgendwo im Untergrund verschwinden und versuchen, verborgen sein Christsein zu leben? Was wollte Christus? Die Sehnsucht, seine Frau und seine Kinder wiederzusehen, siegte. Aber würden sie ihn, der einst 120 kg wog und nun nur noch Haut und Knochen war, überhaupt wiedererkennen?

Die Begrüßungsszene ist kaum zu beschreiben - solche Freude auf beiden Seiten! Überraschenderweise empfingen ihn auch seine Brüder und sein Vater mit einem Freudenfest; sie wussten also, dass er entlassen worden war. Erst mit der Zeit verstand der Befreite: man hatte ihn ins Gefängnis gebracht in der Hoffnung, dass er die Na-

men der Christen verraten würde. Jetzt, da der „verlorene Sohn“ endlich wieder zurück war, war nur eines wichtig: seine Konversion zum Christentum geheim zu halten, zumindest vor den Leuten. Deshalb also dieses Theater! Nachdem Mohammed seiner Frau alles erzählt hatte, klärte sie ihn darüber auf, dass seine Familie nach seiner Verhaftung die Ausweise konfisziert und ihr alles Geld abgenommen hatte. Es begann eine sehr schwere Zeit für die Familie. In ihren Herzen brannte wie nie zuvor der Wunsch, getauft zu werden und endlich die Hl. Kommunion empfangen zu dürfen. Die Treffen mit Abuna Gabriel fanden unter äußerster Geheimhaltung statt. Man betete und überlegte, wie die Zukunft dieser Familie aussehen könnte. „Im Namen der Kirche befehle ich dir, den Irak vorsichtshalber zu verlassen. Alles andere bedeutet den Tod für euch und gewaltige Schwierigkeiten für die

christliche Gemeinde“, war die schockierende Antwort des weisen Abuna nach langem Abwägen. Alles verlassen? Wirklich alles? Die in-nigen familiären Bindungen, den Wohlstand, die muslimische Kultur und Lebensweise ... alles? Auch wenn Mohammed und Anouar das Opfer

fast untragbar schien, waren doch ihre Liebe zu Christus und das Verlangen, getauft zu werden, größer als jede Bindung. Niemand durfte etwas von den Vorbereitungen mitbekommen. Abuna Gabriel hatte alles, was in seiner Macht lag, für sie getan.

Aufbruch nach Jordanien

*A*m 19. April 2000 verließen Mohammed, Anouar und ihre beiden Kinder Bagdad und reisten Richtung Jordanien. Es grenzte an ein Wunder, dass sie die Grenze des Irak passieren konnten. Abuna Gabriel hatte ihnen die Adresse eines Frauenklosters in Amman mitgegeben, wo sie sich an Sr. Maryam wenden sollten. Diese außergewöhnliche Ordensfrau setzte nun alles in Bewegung, um eine Unterkunft und Papiere für die Flüchtlinge zu besorgen. Einen Monat lang schien alles gutzugehen, bis plötzlich Sr. Maryam, die die Geschwister der Flüchtlinge durch Familienfotos kennengelernt hatte, kreidebleich und ungewöhnlich nervös auf Mohammed zukam: *„Ihr müsst sofort hier weg, sie haben euch gefunden ... Ich habe deine Schwester Zahra gesehen, und die ist sicher nicht allein.“* Auf die Schnelle gab es keine Lösung. Die einzige Möglichkeit, die sie hatten, war, das Haus nicht zu verlassen und darauf zu vertrauen, dass niemand sie verriet. In dieser so leidvollen Lebenssituation schenkte Gott der Familie einen unsagbaren Trost: Bischof Bassam Rabah fand einen Weg, um sie endlich sakramental in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufzunehmen. Am 22. Juli 2000 wurde die ganze Familie hinter verschlossenen Türen getauft, und zum ersten Mal durften sie das „Brot des Lebens“ empfangen.

*F*ür Mohammed, der von nun an Youssef - Joseph - hieß, und seine Frau Anouar - Marie - begann ein neues Leben: *„Endlich hatte ich den Fluss durchschritten und war zu jenem Mann gelangt, der mich damals in der Vision, die mir noch heute, dreizehn*

Jahre später, mit unverminderter Frische vor Augen steht, zu sich gerufen hatte.“ Bischof Rabah fand für Youssef eine Arbeit beim Bau einer Kirche, bei der er relativ geschützt zu sein schien. Mit allergrößter Freude übernahm er noch zusätzlich den Dienst des Küsters. Sr. Maryam war unterdessen damit beschäftigt, Ausreisevisa für die Neugetauften zu organisieren, da auf die Dauer ein Leben in Jordanien für sie zu gefährlich war. Doch die Anträge und Verhandlungen zogen sich über Monate hin.

*W*eihnachten stand vor der Tür. Youssef wollte als guter Vater für seine Kinder ein Geschenk besorgen, auch wenn er dafür das Haus verlassen und ins Stadtzentrum gehen musste. Es war früher Nachmittag. Nach dem erfolgreichen Einkauf wollte Youssef mit einem Taxi zurückfahren, als jemand ihn beim Namen rief. Arglos näherte er sich dem Auto, aus dem die Stimme kam, doch dann blieb ihm fast das Herz stehen. Dort saßen vier seiner Brüder und sein Onkel Karim. Sie stiegen aus, bildeten einen Kreis um ihn und stießen ihn mit den Worten ins Auto: *„Komm mit, wir müssen reden!“*

Als sie außerhalb der Stadt waren, hielten sie an und verließen das Auto. Drei Stunden lang redete einer nach dem anderen auf Youssef ein, er solle mit ihnen zurückkehren und endlich das Christentum lassen. Als sein Onkel nervlich am Ende war, zog er einen Revolver und richtete ihn auf seinen Neffen, in der Hoffnung, ihn so überzeugen zu können. Hinter ihm standen seine vier Brüder und sahen ihn herausfordernd an. *„Wenn du*

nicht freiwillig mit uns kommst, töten wir dich. Du weißt, dass es eine Fatwa gegen dich gibt.“

Ein Wort ergab das andere, und plötzlich - ein ohrenbetäubender Knall. Die Kugel ging daneben. Wie um alles in der Welt hatte Karim danebenschießen können? „*In meinem Inneren hörte ich eine Frauenstimme: ‚Ehrouh!‘, ‚Flieh!‘ Wie von Sinnen lief ich los. Die Kugeln pfffen um meine Ohren. Da traf mich eine in den Unterschenkel. Ich stürzte zu Boden und spürte, wie etwas Heißes, Flüssiges über mein Bein lief. Dann verlor ich das Bewusstsein. Als ich erwachte, befand ich mich in einem Krankenhaus*

und schaute Sr. Maryam in die Augen.“ Die Wunde war tief, und man sprach von Amputation. Während Youssef versuchte, diesen Gedanken anzunehmen, geschah etwas Wunderbares:

Es trat Blut aus der anderen Seite seines Beines aus, und das Projektil, das zuvor in der Wade gesteckt hatte, war nicht mehr zu finden. Die Röntgenaufnahme zeigte, dass die Kugel weder den Knochen noch einen Muskel getroffen hatte, was faktisch unmöglich war. Es war also ein Wunder geschehen. Einer der Ärzte, der keinen Glauben hatte, meinte nur: „*Nach dem, was ich hier gesehen habe, kann auch ich an die Auferstehung Christi glauben.“*

Eine neue Heimat: Frankreich

*N*ach diesem Zwischenfall musste die Familie ihre bisherige Bleibe verlassen und untertauchen. Nun aber war es offensichtlich: Youssef konnte dem Rachedurst seiner Familie auch in Jordanien nicht entfliehen. Erneut begannendiemühseligenundnervenaufreibenden Versuche, Visa für eine Ausreise zu besorgen. Am 15. August 2001 war es endlich so weit, dass die Familie unter dem Schutz der Gottesmutter die Flucht nach Frankreich antrat. Am frühen Morgen durften sie noch bei Bischof Rabah die Hl. Messe mitfeiern und seinen Segen empfangen. „*Wieder einmal hat das Brot des Lebens meinem Herzen Frieden geschenkt“*,

erinnert sich Youssef, der erneut beginnen musste, seiner Familie eine Heimat zu schaffen, und das in einem Land, dessen Kultur und Sprache ihm völlig fremd waren.

Sie haben es geschafft, weil Jesus, der Auferstandene, ihnen mehr bedeutete als alles, was sie auf dieser Welt je besaßen. „*Von allen Kämpfen, die ich bisher geführt habe, ist der gegen die Bitterkeit, dass meine eigene Familie die Ursache all meines Unglücks ist, sicher der schwerste. Das Schwierigste, was Christus heute von mir verlangt, ist die Verzeihung, die Grundbedingung, um das Gebot der Feindesliebe zu leben.“*

Christen und der Islam

*I*n einem Interview, das in der französischen christlichen Zeitschrift „L’Homme Nouveau“ am 20. November 2010 veröffentlicht wurde, sprach Joseph Fadelle darüber, was der Islam der Welt zu geben hat und welche Haltung wir Christen den Muslimen gegenüber einnehmen sollten: „*Zunächst ist es wichtig, zwischen Muslimen und dem Islam zu unterscheiden: Die Muslime gehören zu meiner Familie, und deshalb liebe ich*

sie zutiefst. Aber der Islam als Religion oder als Idee ist das Schlimmste, was die Menschheit je hervorgebracht hat. Er ist die einzige Religion, die das Töten befiehlt, und deshalb ist er eine konkrete weltweite Bedrohung.

Christen, die töten, leben nicht die Worte des Evangeliums, aber Muslime, die töten, sind gerade jene, die den Koran anwenden, denn der Koran und das koranische Gesetz rufen zum

Mord auf. („Töten“ kommt im Koran 180-mal vor, davon 27-mal in der Befehlsform!) Unter den Muslimen, die den Koran nicht kennen, gibt es sehr gute Menschen. Jene, die den Koran kennen und hier in Frankreich leben, scheinen gemäßigt, weil sie zurzeit in der Minderheit sind und daher den Koran nicht umsetzen können. Doch an dem Tag, an dem sie im Parlament die Mehrheit stellen, werden sie für die Scharia (das religiöse Gesetz des Islam) optieren.

Mein Ziel ist es, den Islam zu zerstören, in dem Sinn, dass ich den Muslimen helfen möchte,

den Koran verstehen zu lernen und nicht nur auswendig aufzusagen. Aber das muss mit dem Gebet beginnen, denn wir sind nur Werkzeuge des Hl. Geistes. Ich verkünde laut meine Wahrheit, die Christus ist. Diese Wahrheit tötet niemanden, sie liebt. Ich dränge sie niemandem auf, wohl aber spreche ich von der Liebe Christi. Das ist keineswegs intolerant, denn diese Liebe fordert uns sogar auf, unsere Feinde zu lieben. Wir Christen dürfen nicht schlafen, wir müssen mit den Muslimen sprechen - da geht es nicht nur um Barmherzigkeit, sondern um unsere Verantwortung als Kinder Gottes!“

Quelle: Joseph Fadelle, Das Todesurteil,
Augsburg 2012, 2. Auflage

*„Was sucht ihr den Lebenden
bei den Toten?“*

*Er ist nicht hier,
sondern er ist auferstanden!“*

Lk 24,5